

Lynda Mullaly Hunt
Ich hab mich nie so leicht gefühlt

Lynda Mullaly Hunt

Ich hab mich nie so leicht gefühlt

Aus dem Englischen
von Renate Weitbrecht



Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj-Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:
www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Verlagsgruppe Random House
FSC® N001967



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

2. Auflage

© 2012 by Lynda Mullaly Hunt

All rights reserved including the right of reproduction
in whole or in part in any form.

This edition published by arrangement with Nancy Paulsen Books,
a division of Penguin Young Readers Group,
a member of Penguin House (USA) LLC,
A Penguin Random House Company.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»One for the Murphys« bei Nancy Paulsen Books, New York.

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Aus dem Englischen von Renate Weitbrecht

Lektorat: Christina Neiske

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie
unter Verwendung der Bilder von

© Istockphoto/devonanne, Thinkstock/ Zedcor Wholly Owned,
Gettyimages/Brigitte Sporer, Shutterstock
he · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16408-2

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Greg, meinen Helden,
und für Judy, die Wunder vollbringt

Ein Glückspilz

Ich sitze hinten im Auto der Sozialarbeiterin und denke daran, dass meine Mutter immer gesagt hat, man solle seine Angst nie zeigen. Sie wäre enttäuscht, wenn sie sehen könnte, wie ich jetzt zittere und wie widerstandslos ich mitgehe.

Mrs MacAvoy, die Sozialarbeiterin, fährt aus dem Parkplatz des Krankenhauses. Ich spiele mit dem elektrischen Verriegelungsknopf in ihrem Auto – zu, auf, zu, auf. Mit einem wütenden Blick in den Rückspiegel sagt sie: »Bitte lass das. Die Tür muss verschlossen bleiben.«

Ich liebe es, wenn Leute das Wort *bitte* benutzen, aber so klingen, als wollten sie einem das Gesicht zerkratzen. Ich nehme die Hand von dem Knopf. Mrs MacAvoy glaubt, dass ich daran herumgespielt habe, um sie zu ärgern. Aber so ist es nicht. Ich kann einfach nicht still sitzen. Und mit diesem Knopf zu spielen ist immer noch besser, als aus einem fahrenden Auto zu springen.

Ich fingere an meinem Krankenhausarmband herum und starre auf meinen Namen. Carley Connors. Dreizehn Buchstaben. Wie viel Pech kann ein Mensch haben?

Dann denke ich an meine Mutter, die immer noch hilflos in

ihrem Krankenhausbett liegt. Ich frage mich, ob sie inzwischen wieder bei Bewusstsein ist und warum niemand mir sagen will, was mit ihr passiert ist, warum ich anscheinend keine Fragen stellen soll.

Ich schaue aus dem Fenster und zähle die Bäume. Connecticut ist mit Wald bedeckt, aber im März sind die Äste noch kahl. Sie sehen aus wie lange graue Finger, die uns weiterwinkeln, während wir vorbeirasen.

»Wir sind gleich da«, sagt Mrs MacAvoy und biegt schneller um eine Ecke, als eine Sozialarbeiterin es vermutlich tun sollte.

Ich denke daran zurück, wie ich im Krankenhausbett saß, die Hände in die Laken gekrallt, und sie fragte, ob ich nun in ein Waisenhaus käme. Sie lachte und sagte kopfschüttelnd: »Wir sprechen heutzutage nicht mehr von ›Waisenhäusern‹.« Als ob es darum ginge.

Nun bin ich in ihrem Auto eingesperrt und fahre an einen Ort, den sie ausgesucht hat. Nach allem, was mein Stiefvater getan hat, wage ich nicht darüber nachzudenken, in was für einer Pflegefamilie ich wohl landen werde und was mir dort alles passieren könnte.

Ich denke an das Wandgemälde von Arielle, der Meerjungfrau, neben der Schwesternstation. Als ich sieben war, hat die Zahnfee mir diese CD geschenkt, und meine Mutter ließ mich aufstehen, um sie anzuhören, nachdem ich sie um Mitternacht unter meinem Kopfkissen gefunden hatte. Wir tanzten zusammen in der Küche herum. Sie sang »Kiss the Girl«, während sie mir hinterherjagte, um einen Kuss zu bekommen. Aber ich bin kein einziges Mal wirklich weggerannt.

»Weißt du, Carley, du hast großes Glück«, sagt Mrs MacAvoy und holt mich damit in die Wirklichkeit zurück.

»Das ist nicht Ihr Ernst, oder?«

Sie spitzt den Mund. »Doch.« Sie klingt wie eine tickende Zeitbombe. »Das ist ein nettes Zuhause. Eine gute Pflege-
stelle. Du bist *wirklich* ein Glückspilz.«

»Dann sollte ich wohl ein Lotterielos kaufen.«

»Irgendwann musst du einsehen, dass du mit deinem Zorn auf die ganze Welt nur dir selbst wehst, Carley.«

Ich frage mich, ob es nicht genau darum geht.

Wir fahren auf ein Haus zu, das die Farbe von Dreck hat. Es ist hoch und von dünnen Bäumen umgeben, die dastehen wie Wachposten. Auf dem Briefkasten steht »66«. Ein Palindrom.

Mrs MacAvoy öffnet mir die Autotür. »Das ist eine sehr nette Familie, *Carley*.« Sie betont meinen Namen, als wolle sie mich warnen. »Und es ist das erste Mal, dass sie ein Kind in Pflege nehmen ...«

Ich weiß, dass das ihre Art ist, mir zu sagen, dass ich »brav« sein soll. Als sie mit mir die Einfahrt hinaufläuft, habe ich das Gefühl, durch Klebstoff zu waten. Ich habe Bücher gelesen und Filme gesehen. Ich weiß, wie Pflegeeltern sind. Sie rauchen Zigarren und geben einem Salzcracker zum Frühstück.

Eins, zwei, drei ... sieben, acht, neun. Ich stehe auf der Veranda vor dem Haus und zähle die Blätter an dem Plastik-
kranz, der an der Tür hängt. Das leuchtende Rot der Blumen erinnert mich an die blinkenden Lichter des Krankenwagens. Ich erinnere mich vage daran, wie meine Mutter nach mir schrie und wie ich versuchte, nach ihr zu rufen. Ich erinnere mich an den Geschmack von Blut und an den wahnsinnigen Schmerz, der meinen Körper durchzuckte. Dann spürte ich

überhaupt nichts mehr und fragte mich, ob jemand wie ich wohl in den Himmel kommt.

Ich fahre zusammen, als die Haustür aufschwingt und eine Frau mich anlächelt. Sie ist der Typ von Mensch, bei dem man nie zwei Mal hinschauen würde. Ihr Haar ist schulterlang, glatt und braun und ihr blauer Pulli mit V-Ausschnitt passt zu ihren Augen. Sie trägt ein silbernes Blatt als Anhänger um den Hals und eine karierte Hose. *Eine karierte Hose!* Geht's noch?

Sie streckt mir die Hand entgegen. »Hallo, Carley. Es freut mich, dich kennenzulernen. Ich bin Julie Murphy.«

Ich kann ihr nicht die Hand geben. Selbst ihr Name wirkt falsch. Irgendwie zu frech, zu munter. Ich frage mich, warum sie sich freut, mich kennenzulernen, und wie viel sie weiß. Und ich hoffe, dass ich sie nicht mag.

Dann wird alles noch schlimmer.

Mrs Murphy tritt beiseite und hinter ihr stehen drei Jungs. Der Kleinste läuft nach vorn und streckt die Hände zu seiner Mutter hoch. Sie nimmt ihn auf den Arm.

Hier kann ich nicht bleiben. Wahrscheinlich soll ich hier den Babysitter oder ein modernes Aschenputtel spielen.

Der älteste Junge sieht mich an, als würde er mich am liebsten in einen Teppich einwickeln und am Straßenrand ablegen.

Ich habe nicht mehr geweint, seit meine Mutter mir eröffnet hat, dass sie Dennis heiraten würde. Das war vor 384 Tagen. Doch jetzt ist mir zum Heulen zumute.

Mrs Murphy legt den Kopf zur Seite und sieht mich an, bis ich den Blick abwende. Ich höre sie mit sanfter Stimme sagen: »Komm doch rein, Carley!«

Der erste Schritt

Mrs Murphy schaut auf die blauen Flecken an meinen Armen, während Mrs MacAvoy weiterschwafelt. Ihr mitfühlender Blick kriecht in mich hinein. Ich versuche die Arme vor ihr zu verstecken, indem ich die Hände hinter dem Rücken falte.

Der mittlere Junge zieht Matchbox-Autos aus seinen Hosentaschen und drückt sie gegen seine Brust. Er ist der Schmutzigste, scheint aber der Ernsteste zu sein, trotz seines roten Lockenkopfs.

Der Kleine auf Mrs Murphys Arm ist etwa vier Jahre alt, schätze ich. Er trägt einen Feuerwehrhelm aus Plastik, feuerrote Boxershorts und knallgelbe Gummistiefel. Ein Bild, mit dem man ihn gut erpressen könnte, wenn er ein Teenager ist.

»Das ist Daniel«, sagt sie und zeigt auf den größten Jungen. »Der autoverrückte Rotschopf hier ist Adam, und mein Kleinster heißt Michael Eric. Sagt hallo, Jungs!«

Ich betrachte diese fremde Familie, bei der ich bleiben soll, und versuche meine Panik zu unterdrücken.

Im ganzen Haus riecht es nach Trocknertüchern. Das erinnert mich an Luckys Waschsalon in Las Vegas, nur dass es

hier lange nicht so hell ist. Der Kamin im abgesenkten Wohnzimmer nimmt eine ganze Wand ein. Der Kaminsims ist mit St.-Patrick's-Day-Dekorationen übersät.

Mrs MacAvoy sagt noch »Viel Glück«, bevor sie geht. Ich frage mich, wem von uns sie das wünscht.

Mrs Murphy schließt die Tür hinter ihr und wendet sich mir zu.

»Dann zeig ich dir mal deine neue Bleibe«, sagt sie. Dass ich hier bleiben werde, ist etwa so wahrscheinlich wie dass aus meinem Ohr ein Apfelbaum sprießt.

Sie nimmt den Rucksack, den ich vom Jugendamt bekommen habe. Er enthält eine Plüschgiraffe, eine Zahnbürste und einen knallgelben Schlafanzug mit Märchenmotiven drauf, der mich daran erinnert, dass es Schlimmeres gibt als den Tod. Doch die Plüschgiraffe ist gut. Jedes Kind, dessen Leben in einer Nacht zerstört wird, sollte ein Kuschtier haben.

Mrs Murphy führt mich die Treppe hinauf. Bis oben sind es dreizehn Stufen und die zehnte knarrt. Dann stehen wir in einem Zimmer voller Feuerwehredeko. An der Wand über dem Bett hängt ein rotes Holzschild, auf dem in weißer Schrift steht: SEI JEMANDES HELD. Welch grausame Ironie des Schicksals, dass ich unter diesem Satz schlafen soll, denke ich.

»Sorry wegen des Zimmers. Ich weiß, es passt nicht zu einem Mädchen deines Alters. Ich habe Michael Eric bei Adam einquartiert, damit du etwas Privatsphäre hast. Weißt du, ich hatte eigentlich mit einem Jungen gerechnet.« Sie sieht mich über die Schulter an und wirkt ein wenig verlegen. »Ich meine, ich war überrascht, als man mir sagte, dass du ein Mädchen bist.«

»Ich auch.«

Lachend zieht sie eine Ecke des Lakens glatt. »So eine Klemme.« Ich frage mich, was sie damit meint. Aber der Ausdruck gefällt mir.

»Ach ja, wenn du mich lieber Julie nennen willst statt Mrs Murphy, wäre das völlig in Ordnung. Das ist nicht so förmlich.«

»Okay«, sage ich und denke, dass ich sie *nicht* Julie nennen will, als wären wir Freundinnen. Ich will sie gar nicht irgendwie nennen. Sie scheint ganz in Ordnung zu sein, aber ich will keine fremde Familie.

»Ich werde jetzt Michael Eric und Adam baden und das Abendessen richten. Mrs MacAvoy hat gesagt, dass du im Krankenhaus nach Büchern gefragt hast, deshalb habe ich dir da oben ein paar hingelegt, die dir gefallen könnten.«

Sie deutet mit dem Kopf zu einem Bücherregal.

Ich drehe mich um und werfe einen Blick auf die Bücher. Sie sind bisher das Beste.

»Heute Abend gibt es Lasagne. Ich hoffe, dass du das magst.«

»Von welcher Firma?«

»Äh, von keiner. Ich meine, ich habe die Lasagne vor zwei Wochen gemacht und in die Gefriertruhe im Keller gepackt.« Sie wirkt verlegen. »Also könnte man sie wohl als Tiefkühlkost bezeichnen, nicht?«

Sie hat sie selbst gemacht? Im Ernst?

Mrs Murphy wendet sich zum Gehen.

»Hey«, sage ich, bevor sie die Tür hinter sich schließt.

»Ja?«, erwidert sie und kommt wieder herein.

»Haben Sie einen Ehemann?«, frage ich. Ich starre auf ihren Ehering und denke an meinen Stiefvater Dennis.

»Ja. Jack, mein Mann, hat heute Dienst auf der Feuerwache, aber morgen Vormittag wird er zu Hause sein. Er weiß, dass du hier bist.«

Nun habe ich wieder Angst. »Okay. Danke.«

Sie geht und kurz darauf höre ich Geplänsche aus dem Badezimmer. Es klingt, als säßen zehn Jungs in der Badewanne statt zwei. Ich stehe an der Tür und will hineingehen, aber ich traue mich nicht. Dann sehe ich, dass die Schlafzimmertür der Murphys offen steht, und gehe stattdessen dort hinein.

Sie schlafen in einem hohen Himmelbett mit einem gewebten Baldachin. Überall im Raum, auf Tischchen und Regalen, stehen gerahmte Fotos. Eines zeigt einen Mann in Marineuniform. Da ist auch ein Hochzeitsbild, und ich erkenne im Bräutigam den Mann in Uniform wieder. Ich wünschte, meine Mutter wäre mit meinem Vater verheiratet gewesen.

Hinter mir geht die Badezimmertür auf und ich fühle mich ertappt. Ich weiche einen Schritt zurück und pralle gegen ein Tischchen. Das Bild von dem Mann in Marineuniform fällt runter und der Glasrahmen zersplittert auf dem Boden. »Tut mir leid«, stoße ich hervor.

»Das macht nichts, Carley. Ich räume die Scherben später weg. Aber pass auf, dass du dich nicht schneidest.«

Ich starre sie an. Wann wird sie ausrasten?

»Da ist ein kleiner Tritthocker«, sagt sie. »Warum kommst du nicht ins Bad und setzt dich zu uns?«

Ich höre, dass im Badezimmer etwas aus Plastik zu Boden fällt, und ein Kind bricht in lautes Gelächter aus. Mrs

Murphy streckt den Kopf hinein. »Michael Eric, bitte lass das Wasser in der Wanne, Schatz.«

Schatz.

Sie wendet sich wieder mir zu und wartet auf eine Antwort. Ich sehe ihr an, dass sie ungeduldig wird, denn ihr Blick huscht zwischen mir und dem Badezimmer hin und her.

»Tut mir leid«, sage ich. Ich frage mich, ob meine Mutter mittlerweile wach ist.

Mrs Murphy lächelt, aber es kommt mir gequält vor. »Das mit dem Foto ist kein Problem. Jack hasst es sowieso.«

Mein Mund wird ganz trocken. Mir ist bewusst, dass ich mich eigentlich nicht für das Missgeschick mit dem Bild entschuldigt habe. Es tut mir vor allem leid, dass ich da bin.

Mrs Murphy hat mir erlaubt, das Abendessen ausfallen zu lassen. »Ausnahmsweise, weil es die erste Nacht ist«, hat sie gesagt. Unten höre ich eine glückliche Familie reden und lachen, und ich bin erleichtert, dass ich nicht bei ihnen bin.

In dem fast dunklen Zimmer, das nicht mein eigenes ist, zähle ich die Räder der Feuerwehrautos, die überall verteilt sind, und die kleinen Feuerwehrmänner, die herumrennen, um Leuten zu helfen. Ich starre auf das Heldenschild und zähle die Kurven und Linien der Buchstaben. Und ich frage mich, ob ich in meinem ganzen Leben je jemandes Heldin sein könnte.

Mir ist, als hörte ich meine Mutter meinen Namen in die Nacht rufen. Ich ziehe die Bettdecke bis unters Kinn hoch und erinnere mich daran, dass sie mir eingeschärft hat, nie zu weinen. Dass sie und ihre Bekannten mich ausgelacht haben, wenn ich heulte. Sie hat immer zu mir gesagt, dass nur

Dummköpfe weinen und dass man in Las Vegas nicht dumm sein darf.

Ich weiß, dass meine Mutter bestimmt an mich denkt, wo sie auch ist, und ich weiß, dass ich zu ihr gehen werde, wenn sie mich braucht, egal was das Jugendamt sagt. Ich hoffe, dass ich bald wieder eine eigene Mutter haben werde, wenn ich mich in Geduld übe.

Brüder halten zusammen

Nachts ist das Haus ruhig. Zu ruhig, um zu schlafen. Der Digitalwecker zeigt 2:34. Mir gefallen die aufeinanderfolgenden Ziffern. Ich betrachte sie und warte auf 2:35, weil zwei plus drei gleich fünf ist. Und bei 2:36 ist zwei Mal drei gleich sechs.

Bei der Ziffer sechs fällt mir die Lieblingsvase meiner Mutter ein, und wie ich einmal sechs große glasklare Murmeln mit tiefblauen Wirbeln darin hineinwarf, obwohl meine Mutter sagte, ich solle das lassen. Wie ich die Vase mit dem Ellbogen umstieß, sodass sie auf dem Teppichboden in sechs Stücke zersprang. Wir sammelten die Scherben ein und klebten sie zusammen, aber danach war die Vase verunstaltet und nicht mehr wasserdicht.

Ich fürchte, so wird es jetzt meiner Mutter und mir ergehen. Ich fürchte, dass wir verunstaltet und nicht mehr ganz dicht bleiben werden, egal wie oft ich mich dafür entschuldige, dass ich ihren neuen Ehemann Dennis so provoziert habe, dass alles aus dem Ruder gelaufen ist.

Ich wünschte, ich hätte sie noch sehen können, bevor ich das Krankenhaus verließ. Ich denke an meine letzte Nacht

dort zurück – das ist erst vierundzwanzig Stunden her. Ich denke daran, wie ich versucht habe, mich aus dem Zimmer zu schleichen und die Intensivstation zu finden, auf der meine Mutter liegt, und dass ich mir immer wieder gesagt habe, dass ich als ihre Tochter in der Lage sein sollte, sie zu finden.

Als die Krankenschwester mich erwischte, sprudelte ich hervor, wie leid es mir tat, dass ich Dennis rasend gemacht hatte. Als würde meine Mutter das auch erfahren, wenn ich es der Krankenschwester sagte.

Die Schwester brachte mich in mein Zimmer zurück und sagte, ich solle ein bisschen schlafen. Ich weiß nicht, warum die Leute einem in schlimmen Situationen immer sagen, dass man ein bisschen schlafen soll. Wahrscheinlich weil sie wissen, dass sie Ruhe vor einem haben, wenn man pennt.

Als sie sich zum Gehen wandte, hatte ich Angst, allein zu sein. Das weiß ich noch.

Sie schaltete das Licht aus, bevor sie das Zimmer verließ. Und ich lag im Dunkeln.

Genau wie jetzt.

Am nächsten Morgen nippe ich an Orangensaft, an gutem, gewöhnlichem, langweiligem Orangensaft ohne Zusatz von Kiwi oder Granatapfel.

Mrs Murphy ist gestern Abend extra noch losgegangen, um ihn für mich zu besorgen, nur weil ich ihr gesagt hatte, dass ich ihn bloß pur mag. Das finde ich verrückt. Wenn ich meine Mutter um Orangensaft bat, fragte sie mich immer, ob ich eine Rockefeller wäre. Jahrelang dachte ich, Rockefellers wären Leute, die total auf Orangen stehen.

Die Hintertür knallt und gleich darauf ertönt Geschrei und

Geheule. Endlich fühlt dieses Haus sich ein bisschen wie zu Hause an.

Michael Eric kommt hereingelaufen. Er hat eine Hand in die Achselhöhle gesteckt. Seine Mutter fällt auf die Knie, als hätte jemand ihr von hinten gegen die Beine getreten, aber sie landet sanft. Sie breitet die Arme aus und er schmiegt sich hinein. Er erzählt ihr, dass Adam seine Hand kaputt gehauen hat. Sie nimmt sie und küsst sie.

»Fühlt sie sich jetzt besser an?«

Er hört auf zu weinen.

Sie wischt ihm die Tränen weg, und er dreht sich um und rennt wieder nach draußen. Dann geht Mrs Murphy zur Tür und ruft Adam.

Sie kniet sich wieder hin und fragt ihn, ob er seinen kleinen Bruder geschlagen hat. Zuerst bestreitet er es. Dann stellt sie ihm eine einfache Frage. »Sagst du mir die Wahrheit?«

Soll das ein Witz sein? Wenn er auch nur ein halbes Hirn im Kopf hat, wird er bei seiner Geschichte bleiben.

Nach kurzem Zögern sagt er: »Ich hab ihn verhauen, Mami, aber er hat es verdient.«

Ich finde es lustig, dass Adam in einem Satz »verhauen« und »Mami« sagt, und denke, dass er eigentlich ganz okay ist.

Sie legt den Kopf zur Seite. »Was haben wir besprochen?«

»Dass ich ihn beschützen soll, weil er mein Bruder ist.«

»Genau. Brüder halten zusammen, nicht? Familienmitglieder passen aufeinander auf.«

Wo ich stehe, ist kein Platz.

In meinem Bauch ist so eine Sehnsucht, dass mir übel wird. Wie die beiden miteinander reden, wie sie einander ansehen,

wie sie ihm durch die Haare fährt und ihn auf den Kopf küsst. Ihr ganzes Verhalten ist wie eine fremde Sprache, die ich nicht verstehe. Sie schaut ihn an, als wäre er das Beste, was sie je gesehen hat. Obwohl er etwas Falsches getan hat.

Mir ist nicht mehr nach dem Saft, den sie mir gekauft hat. Ich gehe zur Spüle und schütte ihn aus. Ich gehöre nicht hierher. Langsam glaube ich, dass eine Pflegemutter, die Zigarren raucht und mich im Keller schlafen lässt, eine Erleichterung wäre.

Bist du da, Gott? Ich bin's, Carley

Mrs Murphy kommt in die Küche zurück und sieht mich prüfend an. Sie wirkt nervös. Sie scheint viel nachzudenken, bevor sie spricht. Deshalb frage ich mich, was sie alles *nicht* sagt.

»Also«, beginnt sie mit ihrer munteren Stimme, »weißt du schon, was du heute gern machen würdest?«

Ich zucke mit den Schultern. Wie ist die denn drauf? Das klingt ja, als wäre ich im Urlaub.

»Wäre es okay, wenn ich Basketball spielen gehe?«

»Du spielst Basketball?«, fragt die muntere Mrs Murphy.

»Ja, zu Hause war ich in einer Mannschaft.« Ich denke daran, dass meine Mutter immer zu den Spielen kam und mich anfeuerte. Und dass sie den Schiris zurief, sie sollten lieber wieder Blinden-Basketball pfeifen, sobald sie eine Entscheidung gegen mich trafen. Ich fand das witzig, doch die anderen Mütter sagten zu ihr, das gehöre sich nicht. Daraufhin brüllte sie nur noch lauter.

»Dann wirst du dich mit Daniel sicher gut verstehen.«

»Toll«, sage ich und denke, dass ich längst wieder bei meiner Mutter sein werde, bevor das passieren könnte.

»Du kannst meine Jacke überziehen«, sagt sie. »Es ist kalt draußen.«

Das kann ich nicht, weil sie es vorgeschlagen hat.

Sie wirft mir einen Blick zu, dann noch einen. »Du kannst dir auch das da ausleihen, wenn dir das lieber ist«, sagt sie und deutet auf ein Kapuzenshirt. Ich ziehe es an.

Draußen finde ich gleich einen Basketball. Er ist grün mit Kleeblättern drauf. Ist hier denn gar nichts so wie erwartet?

Es ist wirklich kalt draußen. Nicht wie in Las Vegas. Ich kann meinen Atem sehen. Er erinnert mich an den Rauch in den Spielkasinos, wenn meine Mutter mich auf einer Bank in der Eingangshalle warten ließ und drinnen ihr Glück an ein paar Spielautomaten gleich hinter der Tür versuchte, weil sie mich von dort aus sehen konnte. Sie hielt den Daumen nach oben, wenn sie gewann, und wenn sie verlor, rief sie: »Schick mir Glück!«

Während ich vor dem dreckfarbenen Haus in der Kälte stehe, beschließe ich, Gott eine Frage zu stellen.

Ich mache die Augen zu, drehe den Ball in den Händen und flüstere: »Okay, wenn ich diesen Korb treffe, dann liebt meine Mutter mich immer noch.«

Mit leicht gebeugten Knien werfe ich den Ball und beobachte, wie er sich in der Luft dreht. Er bleibt zwischen dem Brett und dem Korbring hängen. Ich weiß, dass das etwas bedeutet, aber ich weiß nicht, was.

»Toller Wurf«, sagt eine Stimme hinter mir. Zuerst denke ich, dass es Gott ist. Als ob er Zeit hätte, mit mir zu reden.

Ich drehe mich um.

Es ist Daniel. »Kriegst du ihn da jetzt auch wieder runter?«

»Wie bitte? Ich hab mir schon die Arbeit gemacht, ihn da raufzubefördern. Hol du ihn doch wieder runter.«

Ich höre ein Auto, und Daniel winkt einem Mann zu, der einen Pick-up in die Einfahrt steuert. Das muss Mr Murphy sein.

Na toll. Einfach super.

Die Tür des Pick-ups quietscht, als er sie öffnet. Er knallt sie zu, zerzaust Daniel die Haare, blickt zu dem Ball hinauf und sagt: »Guter Wurf.«

»Das war *sie*«, sagt Daniel und deutet auf mich.

Mr Murphy kommt auf mich zu, schneller als mir lieb ist. Er streckt die Hand aus. »Freut mich, dich kennenzulernen, Carley«, sagt er, aber mit einem Gesicht, als wäre ich hier, um seine Familie mit Malaria zu infizieren. Ich würde am liebsten vor ihm davonlaufen.

Mrs Murphy kommt durch die Garage heraus. Ihr Mann küsst sie auf die Wange und flüstert etwas. Sie lächelt ihn an. Dann holt er einen kleinen Matchesack aus dem Wagen und geht ins Haus.

»Mama«, sagt Daniel und zeigt zu dem Basketball hinauf, »schau mal, was sie gemacht hat.«

Mrs Murphys Lächeln verschwindet. Jetzt ist sie nervös. Ich höre Besorgnis in ihrer Stimme, als sie sagt: »Dann hol den Ball da runter, Daniel. Schaff das Problem aus der Welt!«

Es kotzt ihn sichtlich an, dass er das für mich tun soll. Ich hasse ihn, obwohl ich ihn kaum kenne. Aber wenn ich den Prinzen nicht in Ruhe lasse, wird Mrs MacAvoy vermutlich zurückkommen, um mich woanders hinzubringen.

Chaos am Mittag

Ich bin ins Feuerwehrzimmer hochgegangen, nachdem Daniel sich darüber beschwert hat, dass ich sein Sweatshirt trage. Es geht mir gegen den Strich, dass ich Sachen von ihm tragen muss, aber ich bin froh, dass die Ärmel meine blauen Flecken verdecken. Kein mitleidiger Blick von seiner Mutter mehr.

Ich sitze auf dem Boden, mit der Plüschgiraffe vom Jugendamt in der Hand, und fahre mit dem Finger über ihre weiche braune Mähne.

Plötzlich spaziert Michael Eric herein.

»Klopfst du nie vorher an?«, frage ich ihn.

»Aber das ist doch *mein* Zimmer«, sagt er.

Ach ja.

Er kommt herüber und setzt sich hin. »Was machst du?«

»Ich denke nach.«

»Sonst nichts? Warum?«

Ich lache fast darüber, wie wenig er von der Welt weiß. »Manchmal muss man einfach nachdenken, auch wenn man es nicht will.«

»So wie wenn man in die Hose pinkelt?«

Jetzt lache ich. Vielleicht weiß er mehr, als ich dachte. »Ja, so ähnlich. Nur nicht so nass.«

Er stößt ein glucksendes Lachen aus, das direkt aus seinem Bauch kommt. Wenn Laute tanzen könnten, würde es sich so anhören. Michael Eric greift nach der Giraffe. Ich überlasse sie ihm. Er legt sie an seine Wange. »Wer ist das?«, fragt er.

»Das ist nur eine Plüschgiraffe.«

»Ich meine, wie *heißt* sie?«

»Sie hat keinen Namen«, erwidere ich.

Er betrachtet die Giraffe und konzentriert sich. Dann drückt er sie an sich. »Miss Langhals.«

»Hä? Miss Langhals?«

»Ja, weil sie einen langen Hals hat.« Er hält sie mir vors Gesicht. »Siehst du?«

»Komisch. Das ist mir gar nicht aufgefallen.«

»Du Dummie. Natürlich hat eine Giraffe einen langen Hals, Carley. Deshalb ist sie ja eine Giraffe.«

Schon komisch, dass etwas durch die eine einzige Besonderheit definiert werden kann, die es von allem anderen unterscheidet. Wie ›das Pflegekind‹.

Ich wende mich ihm zu und tue so, als wäre ich verwirrt. »Ich dachte, eine Giraffe hat einen Rüssel.«

»Nein«, sagt er in einem Ton, als hätte er Mitleid mit mir. Er beugt sich zu mir herüber und flüstert mir ins Ohr: »Das ist ein Elefant.«

»Ach so. Danke, dass du mich aufgeklärt hast.«

Er setzt sich aufrecht hin. »Schon okay. Gern geschehen.«

Ich muss lächeln. Michael Eric mag ich auch. Wie können er und Adam bloß mit Daniel verwandt sein?

»Kann ich Miss Langhals behalten?«, fragt er mich.